

UTE SCHEUB

Eine unsichtbare Mauer durchtrennt Israel

Die Stirn demütig an die steinalten Quader des höchsten Heiligtums der Juden gepreßt, die Schultern züchtig mit einem Tuch bedeckt, steht eine Gruppe von Frauen in der Glut der Sonne. Das Murmeln ihrer Gebete steigt in die tiefblaue Luft über Jerusalem. Nebenan ihre Männer haben Gebetstücher um sich geschlungen, schwarzweiß gewirkte, Palästinensertüchern nicht unähnlich. Den Männern allerdings wird mehr Platz gelassen, und sie dürfen im kühleren Schatten weilen, wo sie Zettelchen mit ihren geheimen Wünschen zwischen die Ritzen der vieltausendjährigen Klagemauer stecken.

Nur wenige Meter entfernt beginnt eine völlig andere Welt. Und doch ist sie dieselbe, mit zumindest denselben Wurzeln. Der Vorplatz zum Felsendom mit der goldenen Kuppel, dem dritt-wichtigsten moslemischen Heiligtum, ist für Juden tabu, soll sich dort doch das allerheiligste Innere ihres ersten und zweiten Tempels befunden haben. Davon blieb nur eine Mauer, die Klagemauer. Für die Moslems indes ist dort Mohammed auf seiner Stute gen Himmel geritten — just auf dem Stein, auf dem Abraham, gemeinsamer Stammvater der jüdischen, moslemischen und christlichen Patriarchen, seinen Sohn Isaak opfern wollte. Einige Frauen, in sittsame Gewänder verhüllt, den Stoff bis über die Nasenspitze gezogen, berühren mit scheuer Ehrfurcht die nach Weihrauch duftenden Hufspuren, die Mohammeds Pferd im Inneren des Doms hinterließ. Auch ihnen wies Allahs Prophet den schlechteren Platz zu, an der Seite der Moscheen, niemals in der Mitte, denn im Mittelpunkt steht der Mann.

Nur auf diesem kleinen Raum wird sie zum ersten und einzigen Mal materiell, die Mauer, die unsichtbar das ganze Land Israel durchschneidet. Hier, im heiligen Herzen Jerusalems, trennt sie als Klagemauer die gläubigen Scharen der Weltreligionen, die doch so viel gemeinsam haben. Ein wahrhaft symbolischer Ort, der sich fortsetzt als unsichtbare Mauer der religiösen Apartheid, die jede einzelne jüdische Familie von jeder einzelnen moslemi-

schen trennt. Eine Mauer, hinter der für die einen Demokratie beginnt und für die anderen Staatsterrorismus.

Die Opfer

Die geteilte Demokratie ist ein Kriegsprodukt. Der Unabhängigkeitskrieg 1948, der Suezkrieg 1956, der Sechstagekrieg 1967, in dessen Verlauf die Westbank, Gaza und die Golanhöhen von der israelischen Armee besetzt wurden — jedes jüdische Kind kennt diese Daten als Jahreszahlen ruhmreicher Siege. Markieren diese doch, zumindest in den Augen der Heimkehrer aus der Diaspora und der Überlebenden des Holocaust, die jahrhundertlang herbeigesehnte Umkehr in der Geschichte der Verfolgung und Ermordung von Juden. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges hatten sich viele traumatisierten Überlebenden und ihre Familien geschworen, niemals mehr wehrlos zu sein. Den Schmerz, das Leid, die verinnerlichte, verdrängte Gewalt, die sie mitbrachten, all das war Made in Germany, auch wenn heute in Deutschland nicht gern an diesen Aspekt erinnert wird.

Erfahrene Gewalt, das ist die traurige Lehre aus der bisherigen Menschheitsgeschichte, wird fast immer weitergegeben, in individueller oder kollektiver Form. Viele Opfer können mit ihren verdrängten Traumata nur leben, indem sie als Ehemänner, Väter, Soldaten oder Zivilisten selbst gewalttätig werden — gestützt durch den Kontext von Patriarchat, Militarismus und männlichem Machtmonopol, der die christliche, jüdische und moslemische Gesellschaft so überaus stark prägt. Die Unterdrückung der PalästinenserInnen in Israel steht in soziopsychologischem Zusammenhang der — in ihrem terroristischen Ausmaß einmaligen und unvergleichlichen — Ermordung von sechs Millionen Juden und Jüdinnen durch die Deutschen, die „jüdische Frage“ und „das palästinensische Problem“ sind historisch-tragisch miteinander verbunden. Diejenigen, die sich beklagen, „daß die Israelis als frühere Opfer doch wissen müßten, was sie anstellen“, sind ähnlich kurzsichtig wie jene, die alles ver-

teidigen, was die israelische Regierung tut.

Die Opfer der Opfer

Nashla aus Lod kennt die Jahreszahlen der Kriege aus anderer bitterer Erfahrung. Ihre Familie erlebte das keineswegs seltene Schicksal, gleich dreimal zur Flucht gezwungen worden zu sein: 1948, 1956 und 1967. Lod, das früher ein arabisches Dorf war und Lud hieß, liegt in der Nähe von Tel Aviv, im israelischen Kernland also. Nashla, vielleicht 45 Jahre alt und von einer charakterstarken Freundlichkeit, ist eine von jenen, in deren Ausweis das Wort „nicht jüdisch“ vermerkt ist. Die Mutter von acht Kindern wohnt unter beengten Verhältnissen in einem palästinensischen Slumviertel, das von so viel schöneren jüdischen Häusern umsäumt wird. „Ich bin nicht gegen die Juden“, sagt sie mit fester Stimme, „ich bin gegen die Diskriminierung“. Als Flüchtling unter Flüchtlingen lebt sie hier, inmitten von gescheiterten und zerstörten Existenzen aus Gaza, Jaffa und überallher. Zwischen den elenden Bretterbuden und den wenigen Steinhäuschen wird die Luft manchmal zum Atmen zu schwer. Das ist nicht nur die Hoffnungslosigkeit, die sich breitmacht, das sind auch die Giftgase einer nahegelegenen Raffinerie.

Nashla würde gerne arbeiten gehen, aber es gibt hier, im Gegensatz zu „drüben“ in der jüdischen Siedlung, keinen Kindergarten. Noch schlimmer findet sie jedoch die strikte Trennung zwischen den arabischen und den jüdischen Schulen, die rund achtmal mehr finanzielle Zuwendung erhalten. „Gemischte Schulen wären ein Garant für den Abbau von Vorurteilen“, davon ist Nashla, die Elternvorsitzende in der Schule ihrer Kinder, zutiefst überzeugt. Die Trennung der Kinder, sagt sie, lege den Grundstein zur Diskriminierung — zu jener unsichtbaren Mauer quer durch das ganze Land. Auf jeden Fall zementiert sie die Sprachbarrieren, die Unkenntnis, die Ignoranz und die Angst voreinander. Angstprojektionen auf der großen Mauer: Die Angst verschärft die Separation und die Separation die Angst. Getrennte Siedlungen, Kirchen, Universitäten, Theater, Felder, Märkte — „wir leben planetenweit voneinander entfernt“, sagt eine jüdische Friedensaktivistin bekümmert.

Unter der heißen Sonne von Lod, im Muff sei-

ner ungeklärten Abwässer, ist das alles riechbar, fühlbar, ablesbar in den Augen seiner Kinder. Ein kleines Mädchen drückt sich an eine Mauer, es lächelt scheu, sein Blick im schmutzigen Gesichtchen ist seltsam trüb. Im Alter von vier Monaten, so erzählen die Bewohner, wurde es von einer Ratte angefallen. Sie hatte sich in den vier Quadratmeter großen Raum geschlichen, den sich sechs Personen teilen müssen — eine Mutter und fünf Kinder.

Die trostlose Siedlung von Lod gilt als ein Zentrum für Kokainhandel, in der sich siebenjährige Drogensüchtige durch's Leben schlagen. Elendes, verdammtes Lod hinter der unsichtbaren Mauer — so wie hier müssen sich die PalästinenserInnen überall gefühlt haben, bevor die seit 1987 in den besetzten Gebieten andauernde Intifada den Geduckten und Gedemütigten zumindest ihre Selbstachtung wiedergab.

Trostlosigkeit herrscht heutzutage aber auch in der Westbank. Nach dreieinhalb Jahren Daueraufstand, der von praktisch jeder Familie finanzielle und menschliche Opfer verlangte, und nach 43 Tagen totaler Ausgangssperre im Golfkrieg, die Verelendung und Massenarbeitslosigkeit verursachte, ist der Alltag in den besetzten Gebieten zur Hölle geworden.

Nadja, eine junge Deutsche mit palästinensischen Vater, berichtet vom ersten Tag ihres Besuches im Dorf des Vaters: „Ich sah vom Balkon aus, wie Soldaten einen 14jährigen Jungen abholen wollten, dem bei einem Zusammenstoß vor der Schule die Schulter durchgeschossen worden war. Ganz bewußt hat das Militär direkt vor der Schule einen Stützpunkt aufgebaut, jeden Tag macht es dort während der Unterrichtspausen seine Patrouillen und provoziert die Schüler regelrecht, einen Stein zu werfen. Dann dringen die Soldaten in die Schulen ein und nehmen Schüler mit. Und wenn Lehrer eingreifen, werden die vor versammelter Klasse zusammengeschlagen.“ Nur wenig später sei im Dorf ein Laden kurz und klein geschlagen worden, weil sich dort angeblich ein flüchtendes Kind versteckt hatte. Und als sie mit ihrer Tante im Auto durch Nablus gefahren sei, habe ein Jeep voller Soldaten einen anderen Wagen vor ihnen ohne ersichtlichen Grund gestoppt. „Dort saßen zwei ältere palästinensische Herren drin. Einer der Soldaten stürzte sich sogleich auf den Fahrer,

packte ihn am Kragen und ohrfeigte ihn. Ein Akt grundloser Demütigung. Und solche Geschichten gibt es zu tausenden.“

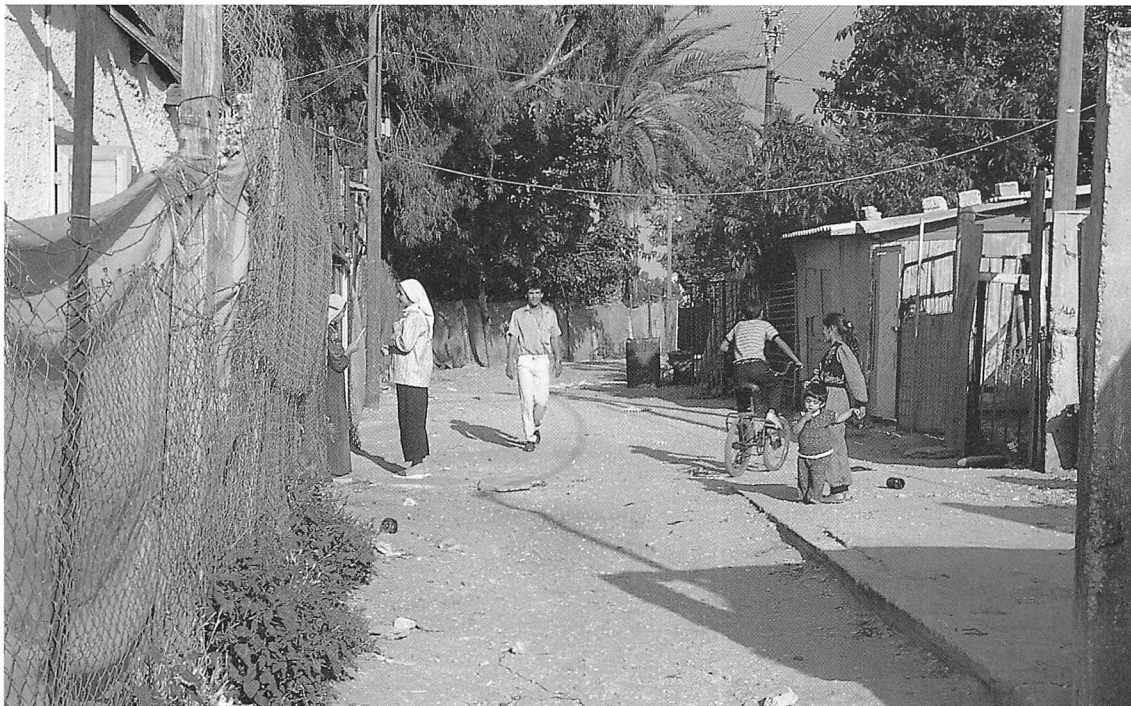
Die Erniedrigung, die Masina erlebte, ein 16jähriges, selbstbewußtes Mädchen aus Al-Bireh in der Westbank, war noch schlimmer. Masina wurde ohne einsichtigen Grund verhaftet und zwei Wochen lang gefoltert: „Ich wurde in den Hof des Geheimdiensttraktes des Untersuchungsgefängnisses von Jerusalem gebracht. Dort mußte ich den ganzen Tag in verkrümmter Stellung auf einem Schemel sitzen oder liegen, die Arme in Handschellen nach hinten gebogen und mit den gefesselten Füßen verbunden, und mit einem Sack über dem Kopf. Das ging 14 Tage lang so, ob bei Regen oder Sonne. Manchmal haben sie mich auch im Flur oder an eine Wasserleitung angekettet. Und dann hieß es immer: Wenn du nichts aus sagst, geht das immer weiter so, das macht uns nichts aus.“

Einmal, erzählt Masina, drohte einer der Verhörer sogar, sie zu vergewaltigen: Sie mache nur Ärger, sie solle jetzt die Kleider ausziehen. Doch Masina reagierte unerwartet, anders als

viele traditionell erzogene Frauen, für die die befürchtete Entehrung das Schlimmste ist. „Wir konnten uns ja nie waschen in unseren Zellen, schon nach wenigen Tagen haben wir gerochen. Also habe ich meine Jacke ausgezogen: 'Hier, bitteschön'. Ich wußte genau, wie sehr ich stinke.“ Jetzt, im Nachhinein, lacht sie darüber wie über einen gutgelungenen Streich. Nach zwei Monaten wurde Masina gegen Bezahlung einer stattlichen Summe wieder freigelassen.

Wie hat sie es bloß geschafft, wieder so strahlend lächeln zu können? Vielleicht hilft ihr, was sowohl die palästinensische als auch die jüdische Kultur kennzeichnet: die strikte Trennung zwischen außen und innen, zwischen gewaltförmiger Gesellschaft und möglichst heilem Familienleben, zwischen den Brutalitäten auf der Straße und der gastfreundschaftlichen Herzlichkeit zuhause. Dicke Vorhänge, die selbst am hellichten Tag zugezogen bleiben, schützen das Haus von Masina und ihrer Großfamilie vor den tagtäglichen Scheußlichkeiten der Außenwelt.

Denn solche Drohungen und Mißhandlungen,



Straßenszene in Lod

sagt Michal, jüdische Mitarbeiterin der Hilfsorganisation „Women for Women Political Prisoners“, seien weitverbreitet. Es gebe noch schlimmere Fälle: Etliche Frauen seien beim Verhör geschlagen worden und hätten dabei ihr Kind verloren. Jedes Jahr seien es tausende von PalästinenserInnen, die den Verhör- und Foltertrakt der Gefängnisse durchlaufen.

Wo bleiben da die Gefühle ihrer Bewacher und Verhörer? Hinter welche Mauer werden sie gedrängt? Die jüdischen Schriftstellerinnen Rolly Rosen und Ilana Hammerman haben, nach Antworten suchend, Soldaten befragt, die in ihrem obligatorischen dreijährigen Militärdienst auch Gefangene bewachten. „Wenn ich jemanden schlage oder Leute festnehme, dann mache ich sofort dicht“, antwortet, zum Beispiel, ein Soldat, der sich selbst links im politischen Spektrum einordnet. „Ich isoliere mich von meinen Gefühlen, wenn ich Gefangene in meiner Obhut habe. Vollständig.“ Ein anderer, ebenfalls „linksgerichtet“, gibt zu, Gefangene zu schlagen: „Wir tun es alle. Ich meine, nicht

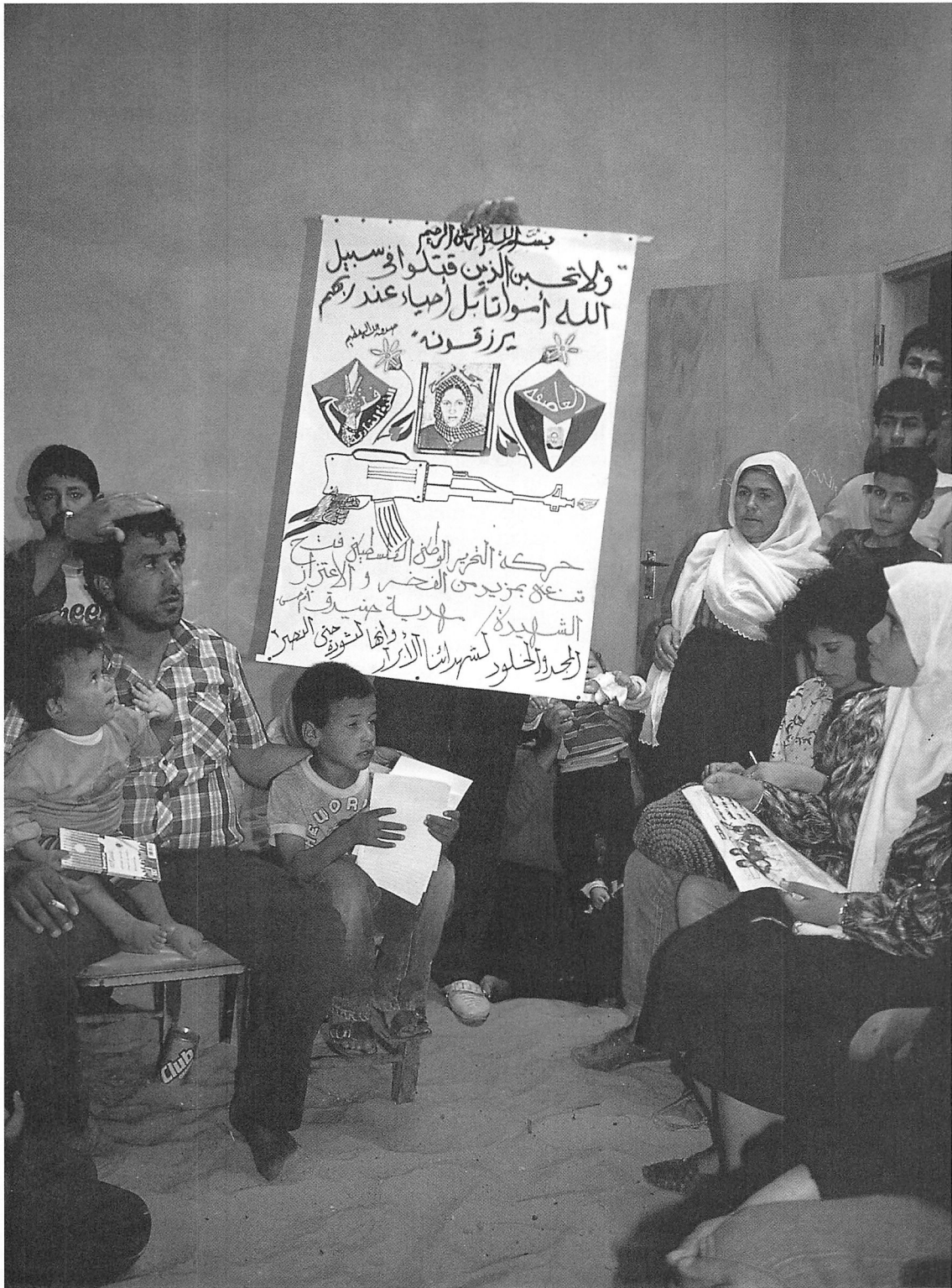
jeder... aber auch Leute, die im Kibbutz aufgewachsen sind, tun es.“

Die Opfer der Opfer der Opfer

Man sieht sie überall, die Soldaten. Ganz besonders viele stehen am Eingang zum Gaza-Streifen. Vor den großen Steinblöcken, die die Durchfahrt versperren. In den Wachtürmen. Unter Sonnenzelten am Straßenrand. Hinter Sandsackwällen, MG im Anschlag. Im 1967 besetzten Gaza-Streifen, 45 Kilometer lang und 5 bis 8 Kilometer breit, wohnen, dicht an dicht, Flüchtlingscamp an Flüchtlingscamp, rund 750.000 Menschen, die Hälfte davon Kinder. Gaza-Horrorstreifen gehört nicht nur zu den größten Slums der Welt, sondern ist womöglich auch der größte Knast der Welt. Nur noch eine Minderheit der PalästinenserInnen darf das Lager verlassen. Die Anzahl derjenigen, die jeden Morgen um drei Uhr aufstehen und in stundenlang schüttelnden Bussen nach Israel hineinfahren, um dort mit amtlicher Erlaubnis zu arbeiten, ist mit dem Golfkrieg von 60.000 auf 20.000 gesunken; die neuen Einwanderer aus Äthiopien und der Sowjet-



Straßensperre an der Einfahrt zum Gazastreifen



Besuch bei einer „Märtyrerfamilie“

union ersetzen die billigen palästinensischen Arbeitskräfte. Dafür aber ist die Zahl derer rapide gestiegen, die von der Militärverwaltung statt des orangefarbenen nur einen grünen Ausweis bekommen haben. Grün, das heißt: Ausreise nicht gestattet. Grün, das bedeutet für den kontrollierenden Soldaten: Vorsicht, hier steht jemand, der schon mal mit der Polizei oder der Justiz zu tun hatte. Vorsicht, eine politische Aktivistin. Oder ein Journalist. Hier materialisiert sie sich erneut, die unsichtbare Mauer, diesmal in Form von verschiedenfarbenen Diskriminierungen. Da sei es doch ehrlicher, wenn „das vereinigte Deutschland Teile der Berliner Mauer nach Palästina und Israel schickt“, sodaß Shamirs Regierung sie zwischen den besetzten Gebieten und Israel „wiederaufbauen“ könne, zürnt der Journalist und „greencard“-Besitzer Ali Jariri.

Gaza hinter der unsichtbaren Mauer ist ein einziges geronnenes Gewaltverhältnis: hastig aufgebaute und schon wieder zerstörte Häuser, Bretterhütten, gesprengte Gebäude, offene Abwasserkanäle, zugemauerte Straßen, Stacheldraht, Wachtürme, Stacheldraht. Hier kann nichts anderes wachsen und sich spiralförmig drehen als Aggression und Gegenaggression. Hier grassiert die Gewalt hemmungslos auch zwischen den Unterdrückten. „In Gaza ist es inzwischen für Frauen gefährlich geworden, ohne Kopftuch herumzulaufen“, erzählen Palästinenserinnen, die sich vorsichtshalber verhüllen. „Tagtäglich“ wachse hier angesichts der totalen gesellschaftlichen Frustration die Fundamentalistenbewegung, deren Mitglieder sich nicht scheuten, „unzüchtig“ bekleidete Frauen mit Eiern, Tomaten oder gar Steinen zu bewerfen. Tagtäglich geht es wieder rückwärts, werden die Anfangserfolge der palästinensischen Frauenbewegung wieder zunichte gemacht. „Erst gestern“, so berichtet einer der wenigen, völlig überlasteten Ärzte in einem der acht Flüchtlingslager von Gaza, habe er eine Frau mit Gesichtsverätzungen behandeln müssen — Fundamentalisten der „ Hamas“-Bewegung hatten der Unverschleierte Säure ins Antlitz geschüttet. Vergeblich hatte die nationale Intifada-Leitung in ihren monatlichen Flugblättern solche Gewaltakte gegen Frauen verurteilt — „ Hamas“ ist nicht Mitglied der nationalen Lei-

tung, die Hamas-Gefolgleute interessiert das nicht.

Die extrem hohe Arbeitslosigkeit, so eine palästinensische Journalistin, tue ihr übriges, um die Probleme der Frauen zu verschärfen. Die Männer hätten einfach zuviel Zeit, die sie in zunehmende soziale Kontrolle investieren würden. Nicht nur die Korrektheit der Kleiderordnung werde überwacht, sondern auch die Einhaltung des Vergnügensverbotes. Aus „Achtung gegenüber den Märtyrern“ sei den Familien aus Gaza einer ihrer letzten Freuden unter sagt worden: das Baden am Mittelmeerstrand. Die Kinos und Theater in den besetzten Gebieten sind schon lange geschlossen, und selbst Hochzeiten dürfen nur noch in bescheidenem Rahmen gefeiert werden. Auch wenn Männer ihre Ehefrauen und Kinder schlagen, tun sie das nach Beobachtung von Eyad El Sarraj, Direktor des Psychiatrischen Dienstes von Gaza, vorgeblich „im Namen der Disziplin“.

Die Frau, so heißt es auch in aufgeklärteren Kreisen der Intifada, gehöre nicht auf die Straße, sie sei dazu da, die zukünftigen Helden zu gebären. Die Mädchen werden ungeheuer jung verheiratet und haben zu produzieren: zehn, zwölf, vierzehn Kinder sind keine Seltenheit und ein Zeichen dafür, daß die Frauen ihr Los akzeptieren. „Wir brauchen die Kinder für den Kampf“, befindet eine junge PLO-Sympathisantin. Sei das nicht furchtbar für die Frauen? „Unsere Frauen sind stark“, lächelt sie.

Sind sie das? Oder sind sie auch nur Opfer der Opfer der Opfer? In einem der kleinen Selbsthilfeprojekte in den besetzten Gebieten, in dem die PLO-nahen „Frauenaktionskomitees“ selbstgefertigtes Kunsthandwerk verkaufen, hängen bunte Emaillebilder an der Wand: Embryos, die schon im Mutterleib die palästinensische Fahne umklammern. Die Frauen, Heldinnen der Gebärschlacht, sind sichtlich stolz auf diese gräßlichen Bilder. Denn nicht zuletzt geht es um die zukünftige demografische Vorherrschaft in Israel-Palästina: Bislang, ohne die neuen sowjetischen und äthiopischen Immigranten, stehen rund 3,3 Millionen Juden und Jüdinnen gut 2 Millionen PalästinenserInnen gegenüber. Die Bäuche der Palästinenserinnen als Waffe gegen die Einwanderungspolitik der Regierung Shamir.



Militärs auf einem Hausdach in Ramallah

Die Opfer der Opfer der Opfer der Opfer

Und wie kommen die Kinder mit der Überforderung klar, die Entscheidungsschlacht schlagen zu müssen, mit dieser Bürde, die ihnen Väter UND Mütter auferlegen?

Großer Menschaufmarsch im Gaza-Flüchtlingslager Nusseirat: ein Festakt zu Ehren eines vor zwei Jahren gestorbenen Palästinenserführers und der jüngsten „Martyrerfamilie“ des Camps. Eine aufgebrachte Menge, darunter der 16jährige Hussein, hatte kurz zuvor das Haus eines vorgeblichen Kollaborateurs gestürmt. Der Bedrohte, oder irgendjemand anders aus seiner Familie, zückte eine Handgranate: Hussein starb, 24 andere wurden verletzt.

Nun sitzt der Vater Husseins in einem zeltartigen Vorbau, an dem Plakate mit dem Foto seines toten Sohnes, handgemalte Kalaschnikows und Arafat-Portraits wehen. Hier haben nur die Männer Zutritt, und zu hunderten sind sie gekommen, um die feierlichen Ansprachen zu hören und Abu Jussif zu gratulieren: Glückwunsch, Hussein ist den Märtyrertod gestorben, Allahs Gunst wird ihm gewiß sein.

Im Haus der Familie hingegen drängeln sich die Frauen in schwarzen und weißen Schleiern, manche klagend und weinend, manche mit den großen Augen des Entsetzens. Man meint, ihnen ansehen zu können, daß auch die Verklärung des Opfers zum Märtyrer und Helden, dieser Versuch, das Leid abzuspalten, umzuwandeln, hinter die große Mauer zu sperren, daß das alles den Schmerz nicht restlos stillt. Der älteste Sohn, er wird nicht wieder aufstehen.

Der zweitälteste wird geholt. Nun muß er Husseins Stelle einnehmen. Mit hellen Locken und tief verängstigten dunklen Augen steht er zwischen den drängenden Frauen. Eine legt ihm, feierlich, langsam, das Palästinensertuch wie eine Fahne um die schwächlichen Schultern, eine zweite zupft es zurecht, eine dritte schiebt das Kind noch weiter vor ins allgemeine Bestaunen. Armer Junge.

Draußen, in der Helle der staubigen Straße, haben sich hunderte von Kindern aus der Nachbarschaft versammelt. Fast alles kleine Jungs, denn ihnen gehört die Straße, nur vereinzelt ein Mädchen. Ihre Blicke, ängstlich, scheu-, mißtrauisch, verfolgen jede Geste der Frem-

den. Fleckig sind die Gesichter, strohig die Haare: Spuren der Unter- und Fehlernährung. Und dann sind sie doch wieder neugierig, wie alle Kinder der Welt: kreischend und lärmend verfolgen sie die Besucher. Plötzlich ein Pfiff, dort von der Hauptstraße, heftige Unruhe, die einen rennen davon, die anderen bücken sich: Ein Jeep voller israelischer Soldaten rast die Lagerstraße entlang. Alles geht blitzschnell: von überallher Steine, Steine, Steine, Vierjährige, Sechsjährige, Zehnjährige schmeißen, was sie kriegen, ein backsteingroßer Brocken trifft das Autofenster, es kracht, scheppert, Funken sprühen. Und nochmal zwei Jeeps, und nochmal eine Ladung hinterher. Werden die Soldaten umdrehen, mit Tränengas schießen, das Feuer eröffnen, wie so oft? Nein, diesmal nicht. Und dann lachen sie alle, die Kinder, ihre Mütter, die Männer, die Autofahrer hupen ein Freudengehupe, alle Spannung ist verflogen in diesem kurzen vergänglichen Augenblick des Triumphes. Das sind die vielleicht noch die einzigen Glücksmomente im Flüchtlingslager, eine schreckliche Art des Glücks.

Doch die Soldaten werden wiederkommen. Das ist fast immer so. Wahrscheinlich nach 20 Uhr, wenn die allabendliche Ausgangssperre die Straßen leergefegt hat. In den ersten drei Jahren der Intifada bis Ende 1990, so verkünden die letzten verfügbaren Zahlen der in Gaza tätigen UN-Flüchtlingsorganisation UNRWA, wurden 12.500 PalästinenserInnen interniert, 106.000 schwer verwundet und 892 getötet, davon 54 Prozent Kinder unter 14 Jahren.

Keineswegs gingen dem immer palästinensische Gewaltakte voraus. B'Tselem, ein von jüdischen Intellektuellen gegründetes Informationszentrum zu Menschenrechtsverletzungen in den besetzten Gebieten, veröffentlichte exemplarisch die Geschichte des fünfeinhalbjährigen Mädchens Buthayna Mohammed Adib Hiju im Gaza-Camp Khan Yunis, das neben dem Vater stehend ohne jeden ersichtlichen Grund durch drei Kugeln in Rücken und Schulter getötet wurde.

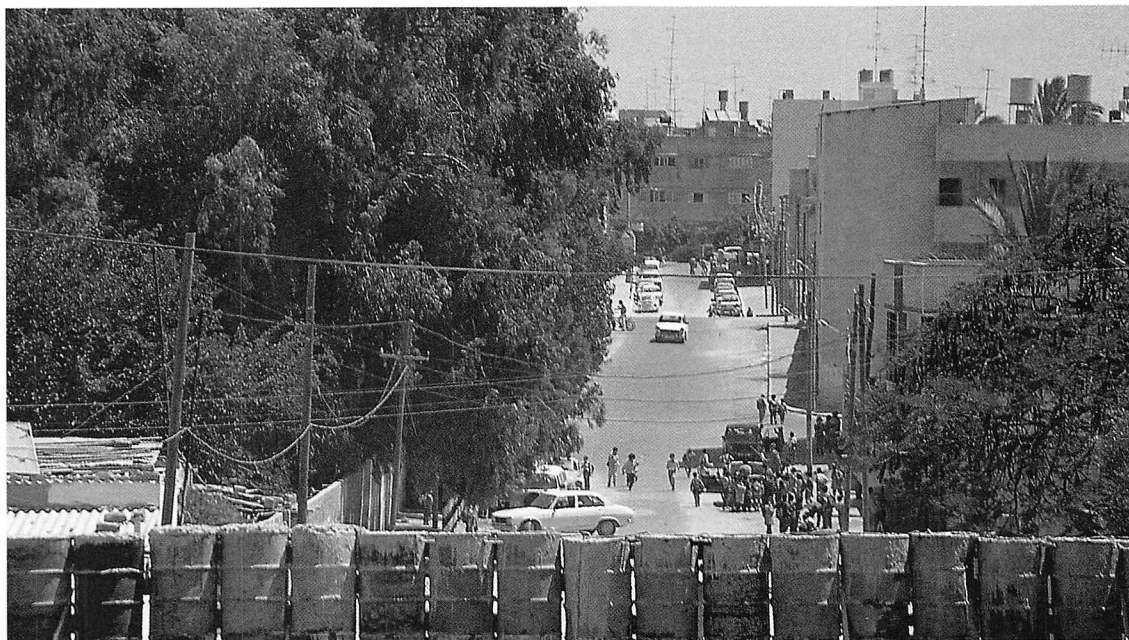
„Die Kinder der Intifada“, sagt der Gaza-Psychiater Dr.Eyad El Sarraj, seien einzigartig, weil „Opfer und Helden gleichzeitig“. Studien belegten, daß die Kinder aus dem spannungsgeladenen Gaza gewalttätiger und aggressiver seien als anderswo. Andererseits seien die pa-

lästinensischen Kinder — lies: Jungen — im-
stande, die Autoritäten auch bei offener Gefahr
aktiv herauszufordern und ein „hochgradig po-
sitives Bild von sich selbst“ zu entwickeln, eine
Art „Schild gegen negative psychologische Ef-
fekte“. Von Beispielen dafür wimmelt es nur so
auf den Straßen des Gaza-Streifens: Sechs-
oder siebenjährige Jungs zeigen den Besu-
chern stolz ihre von Zusammenstößen herrüh-
renden Wunden.

Dieses Selbstbewußtsein, schreibt El Sarraj in
einer Studie, sei erst durch die Intifada entstan-
den. Die Repression in den Jahren davor habe
ein Gefühl tiefer Hilflosigkeit im palästinensi-
schen Volk erzeugt. Jenes Gefühl von „Hilf-
und Schutzlosigkeit in einer extrem stressigen
Umgebung“ forme „enge und regressive Ident-
titäten“ mit einem großen Hang zu Aggressivi-
tät und Selbstzerstörung. Eine hohe Zahl von
Selbstmorden, Drogendelikten und auch Auto-
unfällen in Gaza seien deutliche Indizien. Zu
Beginn des Aufstands seien diese Phänomene
indes genauso wie die innerpalästinensische
Gewalt zurückgegangen. Doch dafür, so er-
gänzt er, „beunruhigen uns neue Probleme der
geistigen Gesundheit. In den letzten Wochen
haben wir eine ganze Anzahl von Kindern mit

Zeichen extremer Angst angetroffen; manche
reagierten phobisch und wollten ihr Zuhause
nicht verlassen; manche litten unter Schlaflo-
sigkeit; andere zeigten Verhaltensänderun-
gen. Bei den meisten gibt es dafür eine ge-
meinsame Ursache: Sie haben gesehen, wie
ihre Eltern oder älteren Geschwister geschla-
gen wurden und hilflos in Agonie fielen. Für ein
Kind ist es am schlimmsten, sein Idol oder Be-
schützer in solchen Umständen zu sehen“.

El Sarraj schrieb seine Studie vor drei Jahren.
Damals schon beunruhigte ihn noch ein ander-
er Gedanke: „Wenn die Intifada ihre Ziele der
Freiheit und Unabhängigkeit nicht erreicht,
gibt es möglicherweise einen scharfen Rück-
schlag, in dem Frustration und Wut mehr Ge-
walt produzieren.“ Nunmehr, inmitten der auf-
gestauten Frustration nach dreieinhalb Jahren
vergeblichen Aufstands und den demütigen-
den Erfahrungen des Golfkriegs scheint die
Befürchtung des Arztes eingetroffen zu sein: In
den letzten Monaten starben mehr Menschen
durch palästinensische als durch israelische
Hand. Sie wurden umgebracht, weil sie der
Kollaboration mit der Besatzungsmacht be-
schuldigt worden waren. Die „Südafrikanisie-
rung“, die gewaltförmige Zersetzung aller



Straßensperre in Gaza

menschlichen Beziehungen, ist in vollem Gange.

Wird sich die Gewaltspirale also immer weiterdrehen, weiter und weiter? Dies befürchtend, schlugen palästinensische Intellektuelle im Juni 1991 Alarm. Der Journalist Adnan Demiri, der acht Jahre lang in einem israelischen Gefängnis gesessen hatte, brach das Tabu, über die Morde an vermeintlichen oder tatsächlichen Kollaborateuren weiter zu schweigen. Der Traum der Intifada, so schreibt er in einer palästinensischen Zeitung, „wurde zum Alptraum. Der Gott, den wir erfunden haben, wurde zu einem Satan, der uns auffrißt. Ich habe verstanden, daß die Diktatur nicht nur eine politische Form der Machtausübung ist, sondern eine Idee, die in unseren Köpfen lebt.“ Demiris Artikel eröffnete endlich die Möglichkeit zur Diskussion, die dann, öffentlich und unter laufenden Fernsehkameras, im Ostjerusalemmer El-Hakawati-Theater stattfand. Es gehe nicht darum, die Intifada zu stoppen, hieß es dort, es gehe aber um andere, bessere, menschenfreundlichere Kampfformen.

Auch auf der jüdischen Seite gibt es Bewegung. Die in arabischsprachigen Medien geschilderten Erfahrungen von Folteropfern hat-

ten jahrelang keine Chance, durch die unsichtbare Mauer zu dringen, aber die Veröffentlichung entsprechender Fälle im März dieses Jahres durch das jüdische „B'Tselem“ löste einen mittleren Schock aus. „Wir müssen uns fragen, was die Polizeigewalt auch mit uns, der israelischen Gesellschaft, auf lange Sicht anstellt“, schreibt der Psychologieprofessor Charlie Greenbaum in einer B'Tselem-Dokumentation über Gewalt gegen Minderjährige. „Gewöhnung“, „Rechtfertigung“ und vor allem „Verleugnung“ seien hier die gängigsten Abwehrmechanismen. „Was ich nicht weiß, das existiert nicht. Also gibt es keinen Grund, warum wir uns vorstellen müssen, wie es für einen Jungen ist, in einem 'Grab' von 60 Zentimeter Höhe und 80 Zentimeter Weite eingeschlossen zu sein.“ Die „ernstesten und gefährlichsten Auswirkungen“, so glaubt er, gebe es jedoch „weder bei den Minderjährigen noch bei der Polizei, sondern bei uns, die wir nichts wissen wollen.“

Bevor die Mauer des Schweigens, des Hasses und des Krieges nicht durchbrochen wird, vielleicht auch mit ein wenig Mithilfe aus dem Land, in dem die Gewalt begann, werden beide Völker nicht in Frieden leben können.



Klagemauer in Jerusalem